

wie sehr er an Glück und Frieden der Unterthanen gesehelt, es sei alles vergeben und vergessen.

Freilich, so wie es heute in unsern Gauen aussieht, so war es noch nie. Einst deckte dichter Urwald die Thäler und Höhen; undurchdringlicher Nebel verbarg dem einsamen Wanderer die Tiefen der Ebenen, in denen große, wilde Waldwässer ihre mächtigen Fluthen dahinrollten. Wo heute der friedliche Fuß des Kindes und der Jungfrau einherwandelt, wo ihre Hand die herrlichsten Blumen und Blüthen zu Kränzen vereinigt, wie nur die Liebe sie bindet, da brach wohl durch wildes Gestrüpp der mächtige Auerochs, von der Meute hungriger Wölfe geschucht; da jagte den zottigen Bären der halb wilde Celte, der ungefüge Gernone; da halte alles wieder vom Kampfe der Thiere und Menschen.

Langsam nur, allzu langsam kamen bessere Zeiten; erst einzelne Hütten und Pfahlbauten, dann Dörfer und Weiler krönten die Spitzen der Berge und Hügel; elegante Landhäuser, geräumige Gehöfte dehnten sich aus in den Thälern und an den Abhängen der Hügel; Schlösser und Burgen endlich verkündeten von jedem bedeutenden Berge, daß hier ein Nachkomme jener Helden wohne, die einst das Land den Römern entrissen. Doch ach! wie traurig war noch immer die Lage des Volkes. Nur selten waren die Bewohner des Landes frei: meistens in harter Abhängigkeit von ihren Herren, waren sie fast schlimmer dran als selbst die Sklaven. Heute adern, morgen säen, dann Holz aus dem Walde holen, Wein von der Mosel und Sauer; bei jedem Anlaß zum Dienste des gestrengen Herrn verpflichtet sein, bald als Kriegsmann, bald als sein Knecht, ja, mit Weib und Kind jeder Laune desselben unterworfen sein, das war die Lage des Leibeigenen. Und konnte der Herr ihn nicht sammt Weib und Kind, sammt Haus und Hof verkaufen, vertauschen und versetzen, wie etwa eine gemeine Waare?

Und der Adel? Empfand er nicht eine große Genugthuung darüber, wenn er an einem Feinde recht blutig sich rächen konnte? Sengen und brennen, morden und plündern, das war dann die Lieblingsbeschäftigung desjenigen Maunes, der für das Wohl seiner Unterthanen sorgen sollte. —

Und wie sah es in späteren Zeiten aus? Wie viel Jammer und Elend hatte nicht das Land zu erleiden, als im 15. Jahrhundert die Herzogin Elisabeth von Görlich, Herzog Wilhelm von Sachsen, Philipp der Gute von Burgund und Karl VII. von Frankreich sich um das Land zankten und stritten? Ward das Herzogthum nicht zur förmlichen Einöde, als die Gräuel des dreißigjährigen Krieges es so furchtbar heimsuchten?

Doch genug des Elends! Wenden wir heute unsern Blick auf die gesegneten Fluren, so sehen wir ein ganz anderes Bild. Unzählige Straßen und Eisenbahnen durchziehen das Land nach allen Richtungen; frei und unabhängig zieht der Landmann seine Furchen für sich, heimset er die Ernten für sich ein; der Bürger ist nicht mehr wie früher ein halber Leibeigener. Treffliche Geseze, eine weise Verwaltung sorgen für Ruhe und Frieden. Wo einst unwirthliche Wälder sich dahinzogen, da zeigen sich schöne Dörfer, prachtvolle Felder und lachende Wiesen. Glück und Wohlstand herrschen überall.

Wenden wir also Herz und Sinn zum Himmel empor, zum Schöpfer alles dessen, was uns erhebt und beglückt.

Erhalte Er uns auch noch lange unsern König-Großherzog Wilhelm III, unsere Königin, der alle Herzen freudig und liebevoll entgegenschlagen. Ihre Namen seien der Wahlspruch der Luxemburger am heutigen Tage: sie sind uns die einzige Bürgschaft von Ruhe und Frieden.

Es leben hoch Wilhelm und Emma!

V. von Mercke.